

Hans Hartenstein

Ein preußischer Schwabe

Theodor Pfizer

Preußische Schwaben hat es immer wieder gegeben, so wenig zunächst die Schwaben den Preußen verwandt zu sein scheinen, auch wenn man gelegentlich von ihnen als «Südpreußen» spricht, die in Preußen erdachte, in Bayern verachtete Gesetze gewissenhaft ausführen.

Wahrscheinlich würde auch der, dessen Umriss hier nachgezeichnet werden sollen, lächelnd eine solche Bezeichnung für sich akzeptieren. Es gab und gibt nicht wenige Schwaben, bei denen das, was ihr Schwabentum ausmacht – die kritische und selbstkritische Behutsamkeit, das Verwurzelte sein im Heimatboden, der Dialekt, mindestens im Sprachkolorit unüberhörbar, der Drang nach Freiheit, auch der Männerstolz vor Königsthronen – verbunden ist mit einer gewissen Engstirnigkeit. Aber dann ist da mit preußischem Wesen übereinstimmend auch der Fleiß, das wahrhaftige Sich-hingeben an eine Aufgabe, an einen Beruf bis hin zum fast besessenen Sich-selbst-darin-Aufgeben, das Zurückstellen der eigenen Person hinter die Sache, die Sparsamkeit im Kleinen und Alltäglichen, die Schlichtheit in der Lebensführung, der Mut und die Zähigkeit, wie sie sich unter anderem im zermürbenden Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs zeigten und bewährten und Württemberger und Preußen zu den besten Soldaten machten.

Natürlich gab es zwischen Schwabentum und Preußentum neben Gemeinsamem auch manche Unterschiede. Württemberg hätte vermutlich nicht, wie Preußen es 1810 tat, in Notjahren eine neue Universität gegründet; und zur schwäbischen Enge gehört auch, daß man wertvolle Kunstsammlungen wie die der Brüder BOISSERÉE nicht im Lande festhielt oder daß man seine Eisenbahnen sparsamer ausstattete als Preußen es tat. In Berlin andererseits wären wohl kaum, wie es zwischen 1928 und 1932 in Stuttgart geschah, vier Minister in einem Kraftwagen zur Kabinettsitzung gefahren.

Es soll versucht werden, das Bild eines uns längst entrückten Mannes als Beispiel preußischen Schwabentums zu schildern, als Typus einer nun vergangenen Zeit; denn Preußen hat als Land aufgehört zu sein. Indessen mag es gerade in Schwaben noch Männer geben, die ein Stück Preußen verkörpern; die als «Soldaten» im zivilen Bereich für den Staat leben wollen und in diesem Dienst ihre Lebenserfüllung sehen. Freilich kann sich ein solches Dienen auch in pedantischem Fleiß, einer Verengung des Blicks, im Fehlen eigenen Gestaltungswillens ä-

ßern, oft durch ein vom Pietismus geprägtes, nicht immer aufrichtiges Denken, so wie in Preußen der Potsdamer Exerzierplatz eine Grenze bedeutete.

Es gibt dennoch einen direkten Weg von FRIEDRICH WILHELM I, dem Former des preußischen Staates, bis zu OTTO BRAUN, der fast zwölf Jahre lang sozialdemokratischer Ministerpräsident im Preußen der Weimarer Republik war.

Die Darstellung gilt HANS HARTENSTEIN, einem preußischen Schwaben, der zu früh seiner Familie, seinen Freunden, seiner Arbeit, seinen reichen Möglichkeiten entrissen wurde, einem, dem das Geschick die ganze Lebenserfüllung versagt hat, der in der begrenzten Spanne von 47 Jahren – vom 8. Juli 1897 bis zum 17. Mai 1944 – Bedeutendes geleistet hat, aber nicht mehr zum vollen Wirken sich entfalten konnte.

Wie schwer solch ein liberaler Schwabe und zugleich strenger Preuße es seit 1933 und besonders im Zweiten Weltkrieg hatte, zeigt ergreifend der letzte Brief an seine Frau vom Januar 1944. Er spricht davon, daß sie und er im Denken und Fühlen während ihrer Ehe in der Tat einander ähnlicher geworden seien; doch habe er *die Sorge, daß auf politischem Gebiet wir uns bei Deinem kompromißlosen Radikalismus eher voneinander entfernen. Ich bin ja nun einmal in diesem Krieg zu einer höchst zwiespältigen Haltung verurteilt, unter der ich vielleicht mehr leide, als man mir anmerkt: innen- und außenpolitische Wünsche stehen in einem unlösbaren Widerspruch, wobei die außenpolitische Haltung stärker, als ich das in unserem Kreise zuzugeben pflege, von einer instinktmäßigen Abwehr der militärischen Niederlage bestimmt ist (und weniger von den nach außen mehr betonten Sorgen vor dem Bolschewismus), wie denn überhaupt mein altes Soldatentum einen starken irrationalen Faktor bei mir bildet und der fehlende Widerklang dieses Gefühls in unserem Freundeskreis mich oft schmerzt . . . Ob noch einmal ein deutsches Reich mir die Möglichkeit geben wird, mit vollem Einsatz für den Staat zu arbeiten? Wenn auch wohl auf einem verlorenen Posten. Aber dann wäre ich doch aus diesem lähmenden Widerspruch heraus.*

Die Ahnen HANS HARTENSTEINS sollen hier nicht geschildert werden. Aber gewiß ist als Erbe des Vaters GUSTAV HARTENSTEIN vieles in sein Leben, Denken, in die Art seines Handelns eingegangen. Dieser Vater gehörte zu den profilierten württembergischen Oberbürgermeistern; er hat mehr als ein Vierteljahrhundert lang – von 1897 bis zu seinem Tode 1926 – die Geschicke der Garnisonsstadt Ludwigsburg

gelenkt. Im Vergleich zur Einwohnerzahl war Ludwigsburg eine der größten Garnisonen; hier lagen vor dem Ersten Weltkrieg neben einem Infanterieregiment zwei Artillerie- und zwei Kavallerieregimenter, ein Trainbataillon, Depots, ein Divisions- und drei Brigadestäbe. Ludwigsburg, das «schwäbische Potsdam», entsprach dieser Apostrophierung im Blick sowohl auf die militärische Entfaltung der Stadt wie auch auf die Vergangenheit im ausgehenden Barock zu Zeiten EBERHARD LUDWIGS und CARL EUGENS mit allem, was damals zu einer Hofhaltung gehörte.

Es war für einen Oberbürgermeister eine schwierige Aufgabe, diese so einseitig geformte Stadt nach dem Zusammenbruch 1918 nicht in träumender Rückgewandtheit erstarren zu lassen. Wohl wurde sie wieder Garnisonsstadt der kleinen Reichswehr; aber das stand in keinem Verhältnis zu dem früheren militärischen Leben. GUSTAV HARTENSTEIN hat den Umbau der Stadt energisch, zugleich behutsam durchgeführt, durch eine Politik der Eingemeindungen, durch sinnvolles Verwerten militärischer Gebäude und Anlagen, durch das Ansiedeln neuer, das Verstärken bestehender Industrie- und Handelsbetriebe, unter anderem auch durch das Wiederbeleben der Porzellanmanufaktur. Er hat über die Stadt hinaus Ansehen im Land erworben: seit 1912 war er Abgeordneter der Demokratischen Partei im Landtag, dann in der Verfassunggebenden Landesversammlung 1919/20, Mitglied des Staatsgerichtshofs und Abgeordneter von Marbach in der württembergischen evangelischen Landessynode.

Für HANS HARTENSTEIN bildeten die Persönlichkeit und das administrative und politische Aufgabenfeld des Vaters eine wichtige Basis für sein politisch-verwaltungsmäßiges Lernen, das neben der Schulzeit auf dem Ludwigsburger Gymnasium mitbestimmend für ihn war. Mit wachen Sinnen und brennendem Interesse hat er schon als Tertianer politische Gespräche im Haus verfolgt. In diese politisch bewegten, aber scheinbar gesicherten Jahre vor und nach der Jahrhundertwende brach dann der Erste Weltkrieg ein – von vielen geahnt und doch nicht als denkbare Möglichkeit empfunden.

HANS HARTENSTEIN hat am 1. August 1914 als 17jähriger ein Tagebuch begonnen, in dem überraschende Einsichten festgehalten sind. Manches ist in der Sprache der Zeit niedergeschrieben, fast immer aber im Zeichen größerer Reife im Vergleich zu seinen Altersgenossen. Die Mobilmachung in der Garnisonsstadt, umlaufende Gerüchte, Spionagepsychose, aufschäumender Patriotismus schlagen sich in den Blättern nieder; aber er spricht von einer *ersten* Begeisterung, vermerkt eine Protestver-



sammlung der Sozialdemokratie gegen den Krieg, die mit dem von ihm gebilligten Bekenntnis endet: *Kommt es zum Krieg, so wird jeder Sozialdemokrat seine Pflicht und Schuldigkeit tun.* Er fühlt, daß es sich um einen noch nie dagewesenen Krieg handelt mit seinen verheerenden Gewalten. Die Verkündung der Mobilmachung auf den Straßen Ludwigsburgs hat als Echo, wie es im Tagebuch heißt, *kein Hurra, nur ernstes Schweigen.* Die Menschen scheinen die Tragweite dieser Nachricht zu verstehen. Er erlebt den Abschied des Königs von den Ludwigsburger Regimentern, hört dessen in Tränen erstickte Ansprache, hilft wie alle Primaner beim Transport von Waffen und Ausrüstungen von den Depots in die Kasernen oder beim Quartiermachen und versucht sich schon zu Beginn des Krieges ein Bild vom militärischen Geschehen durch das Lesen auch französischer Zeitungen zu machen, wobei er schnell strategische Einsichten gewinnt. Das Schicksalsgewicht der Marneschlacht erkennt er trotz der verschlüssel-

ten deutschen Heeresberichte und schreibt am 17. September 1914: *An der Marne noch immer keine Entscheidung, obwohl diese Schlacht für den ganzen Krieg von so großer Bedeutung ist.* Beim Jahreswechsel 1914/15 finden sich Bemerkungen auch zur politischen Weltlage und immer wieder der Wunsch, doch bald als Freiwilliger angenommen zu werden. Nach mancherlei Schwierigkeiten – für den noch nicht 18jährigen mußte die väterliche Einwilligung vorliegen – wurde er im März 1915 als Freiwilliger bei einer Ersatzformation der Artillerie eingestellt, nicht bei der von ihm damals ersehnten Infanterie, deren unmittelbarer Frontaufgabe er sich lieber gewidmet hätte; im August hofft er, bald mit dem als Reserveoffizier ebenfalls bei der Artillerie dienenden Vater zur Front gehen zu können. Diese Tagebuchaufzeichnungen enden im Herbst 1915, als er ins Feld rückt nach knapp achtmonatiger Ausbildung in der Heimat. Er wird einem neu gebildeten Landwehrfeldartillerieregiment zugeteilt, das in den Argonnen bei der zweiten württembergischen Landwehrdivision eingesetzt ist; ihr fällt die Aufgabe einer Flankendeckung während der Schlacht um Verdun zu. Dann aber kommt er zur 26. württembergischen Infanteriedivision, einer «fliegenden Division», die den Vormarsch über die Argonnen bis Verdun mitmacht, im Herbst 1914 beim Wettlauf zum Meer nach Flandern, im Dezember nach Rußland, im Herbst 1915 nach Serbien, dann in die Stellungskämpfe an verschiedenen Teilen der Westfront geworfen wird: Ypern, Somme, Arras, Flandernschlacht.

Die Division ist dann eine der sieben deutschen Angriffsddivisionen im Feldzug gegen Italien im Spätherbst 1917 mit dem berühmten Durchbruch zwischen Flitsch und Tolmein. Es war einer der am meisten geglückten deutschen Feldzüge, bei dem es gelang, zwei italienische Armeen aus dem Felde zu schlagen und dabei rund 300 000 Gefangene zu machen. Noch nach vielen Jahren hat HANS HARTENSTEIN beinahe mit Glanz in den Augen den Durchbruch im Gebirge, den stürmischen Vormarsch nach Cividale mit dem Blick auf die Türme Venedigs geschildert. Er war mit 19 Jahren Leutnant geworden, zunächst als Batterie-Offizier, später Beobachtungsoffizier, im letzten Teil des Krieges als Abteilungsadjutant eingesetzt.

Nach dem Vormarsch in Italien kommt für die Division eine Ruhezeit im Elsaß bis Mitte März 1918; sie dient der Vorbereitung auf die Angriffsschlacht in Frankreich. Die 26. Division erlebt sie vom 21. März bis zum 6. April, dann beim Juliangriff auf Reims; darauf folgen die Rückzugskämpfe vor und in der Hundingstellung, zum Schluß bis zur Antwer-

pen-Maas-Stellung. Eine Feldpostkarte vom 11. November berichtet vom Waffenstillstand mit dem ersten Gefühl: «Gott sei Dank», aber auch von der Sorge um die Heimat, um den Vater, den er als Oberbürgermeister in den Revolutionstagen besonders gefährdet wähnt.

Die Briefe von HANS HARTENSTEIN aus dem Feld an die Eltern – fast lückenlos erhalten – sind bewegende Zeugnisse des 18- bis 21jährigen, der als ein im Krieg zum Mann Gereifter den Eltern von allen Situationen, in Feuer- oder Ruhestellung, an Kampftagen oder auf dem Marsch regelmäßig berichtet, auch in Stunden, die eigentlich kaum Zeit zum Briefschreiben lassen. Man hört von all dem, was der Krieg für einen Soldaten mit sich bringt: von Kälte, Regen, Schmutz, Ungeziefer, von dem ihm einmal gestohlenen Sold, vom Tod von Freunden und Kameraden, alles in Gelassenheit, oft mit dem ihm eigenen trockenen Humor dargestellt; von den Gefahren schreibt er wenig, um die Eltern nicht zu ängstigen, höchstens einmal nachträglich: *fast wäre ich gestern schwer verwundet worden.* Das Eiserne Kreuz glaubt er weit weniger als andere verdient zu haben, obwohl er sich über die Auszeichnung freut. Gelegentlich meint er, als Artillerist, der reiten dürfe, müsse man sich vor dem marschierenden Infanteristen und Pionieren fast schämen.

Aus den Briefen spricht ein wacher kritischer Sinn für die größeren militärischen und politischen Zusammenhänge. Nach der steckengebliebenen Verdun-Offensive schreibt er im Mai 1916 von einer bedrückenden allgemeinen Mutlosigkeit: *Keiner da draußen glaubt mehr recht an einen Sieg, einen endgültigen Sieg. Es wird enden mit einem matten Status quo ante, etwa wie nach dem 7jährigen Krieg,* und er fragt den Vater, ob er noch an einen glücklichen Ausgang glaube. Das Friedensangebot im Dezember 1916 betrachtet er skeptisch, ebenso die russische Revolution, wobei er freilich meint, wenn jetzt ein Frieden mit Rußland möglich wäre, käme man vielleicht doch noch zu einem siegreichen Ende.

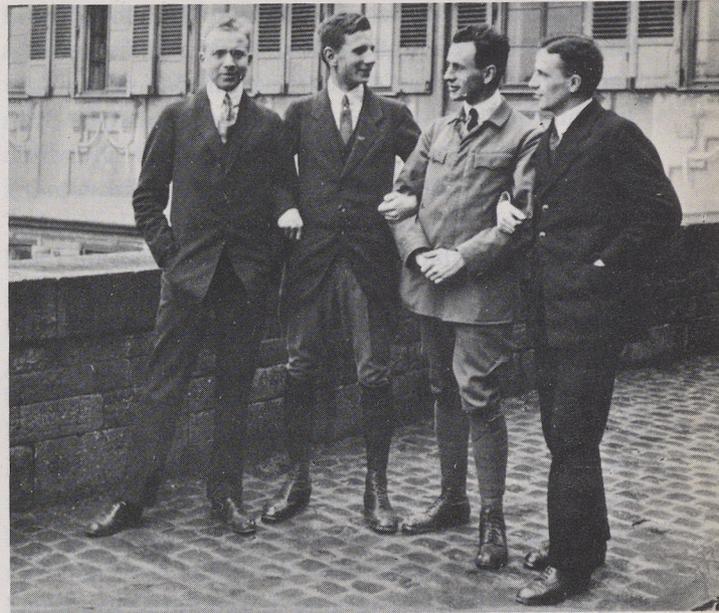
Schon am 9. April 1918 ist er trotz der großen taktischen Erfolge der deutschen Frühjahrsoffensive im Westen nachdenklich gestimmt über den stehengebliebenen Angriff, der das Ziel, die englische von der französischen Armee zu trennen, nicht erreicht hat. Anfang August 1918, nach der FOCHschen Gegenoffensive, äußert er: *Wenn der Franzose nicht so schlapp wäre, könnte er längst am Rhein sein.* Von HINDENBURG, der eine Parade seiner Division abnimmt, empfängt er einen großen Eindruck: Figur, Stimme, die Ansprache an die Truppe erwecken Vertrauen. Und trotz seines grundsätzlichen Glaubens an die militärischen Fähigkeiten von LUDENDORFF vermag

er Zweifel nicht zu unterdrücken. Auch ob in den sich überstürzenden Ereignissen im Herbst 1918 Prinz MAX VON BADEN der richtige Reichskanzler sei, bezweifelt er; gegen ERZBERGER, der in das Kabinett eintritt, äußert er größte Skepsis.

Der Krieg ist beendet. HANS HARTENSTEIN ist dem Tod, der Verstümmelung oder Gefangenschaft entronnen. Noch im feldgrauen Rock beginnt er im Januar 1919 in Tübingen das Studium der Rechtswissenschaft. Er gehört zu einer Studentengeneration, wie es sie vorher nie gegeben hatte: in übervollen Hörsälen, zum Teil auf Stehplätzen, sind diese aus dem Krieg zurückgekehrten Studenten vom Durst nach Wissen und Wahrheit erfüllt, aufgeschlossen für alle Fragen der Wissenschaft und der geistigen Situation der Zeit. Zwar bestehen noch die alten studentischen Korporationen mit ihren Farben, Bestimmungsmensuren und Trinksitten, aber die nicht-farbentragenden und nicht-schlagenden Verbindungen werden deutlich bevorzugt; die Zahl der Nichtkorporierten wächst. HANS HARTENSTEIN war zunächst der Turnerschaft Hohenstaufia beigetreten, einer schlagenden Verbindung, der schon sein Vater angehört hatte. Bald aber spürt er, daß er in diesen Kreis nicht paßt, er steht der freideutschen Studentenbewegung im Grund viel näher; das ganze Korporationswesen ist ihm fremd und die Mensur, die er grundsätzlich ablehnt, ist nur einer der Gründe für seinen Austritt aus der Hohenstaufia. In einem langen Brief an den Vater bittet er um Verständnis für diesen Schritt und setzt ihm gewissenhaft seine Gründe auseinander.

Die ersten Semester sind für HANS HARTENSTEIN von einer schweren Krise überschattet. Ein Tagebuch, das er vom August bis November 1919 führt, veranlaßt durch den selbstgewählten Tod seines mit ihm in tiefer Freundschaft verbundenen Veters EBERHARD HARTENSTEIN, berichtet davon. Vieles, was sich in den Kriegsjahren aufgestaut hatte, ohne daß er sich dessen vielleicht bewußt war, bricht jetzt aus ihm heraus, auch die Suche nach Freunden und Freundinnen, die Fragen an das Leben und an den Tod; er ist zerrissen, gar verzweifelt und wird den Eltern gegenüber, wie er meint, ein Fremder. Sie ist rührend, diese Mischung von männlicher Härte und jugendlichem Zartgefühl.

Seinem Wesen gemäß studiert er mit aller Intensität in Tübingen, wo die Zivilrechtler WILHELM VON BLUME, der Schöpfer der württembergischen Verfassung, PHILIPP HECK und MAX RÜMELIN wirken neben dem Staatsrechtler CARL SARTORIUS und dem Nationalökonom Robert Wilbrandt. Für ein Semester geht er nach Freiburg, um die dortigen namhaften Juristen und Nationalökonomien, be-



Die ersten Geschäftsführer des Tübinger Studentenwerks: Robert Tillmanns, Hans Hartenstein, Fritz von Graevenitz und Lothar Löffler (von rechts)

sonders den Soziologen HERMANN KANTOROWICZ zu hören; aber auch der Schwarzwald lockt ihn wie in einem Münchner Semester der Skilauf im Hochgebirge, so wenig sein Studienfleiß darunter leidet. Vom Frühjahr 1921 an ist er ein Jahr lang «Studentensekretär», das heißt Geschäftsführer des Asta und der Tübinger Studentenhilfe. Diese Aufgabe übernimmt er von ROBERT TILLMANNS, mit dem er von da an sein ganzes Leben in guter Freundschaft verbunden bleibt. In enger Zusammenarbeit mit dem Vorstand der Studentenhilfe, dem Strafrechtler AUGUST HEGLER und anderen fortschrittlich-aufgeschlossenen Professoren meistert er die vielfältigen Aufgaben. Ein erster von ihm herausgegebener Arbeitsbericht der Studentenhilfe enthält – über die Sachdarstellung von Studentenküche oder Berufsberatung hinausgehend – schon gewisse grundsätzliche Erwägungen: das Sich-abwenden von bloßer Caritas, das Hinführen zur Selbsthilfe, das Entwickeln des Werkstudententums. Diese intensive Tätigkeit in der studentischen Selbstverwaltung hemmt seine Vorbereitung auf das erste juristische Staatsexamen nicht, das er im Frühjahr 1922 mit Auszeichnung besteht.

1921 verlobt er sich mit der Studentin der Nationalökonomie GRETE MAISCH, die im Sommer 1921 zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert und mit der er sich Ende 1922 verheiratet. Diese Ehe von zwei im Persönlichen, Geistigen, Politischen gleichgestimmten Menschen ist eine entscheidende Basis für HANS HARTENSTEINS ganzes Leben, die das Wort «glückliches Familienleben» längst nicht ausmißt. Sein erstes Ehejahr, während dessen HARTENSTEIN

als Justizreferendar vom Vorbereitungsdienst beurlaubt wird, verbringt das Paar in gemeinsamer Arbeit in Dresden, wo die «Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft», das spätere Deutsche Studentenwerk, ihren Sitz hat. Zu diesem Dresdner Jahr hatte ihn TILLMANNS gelockt, der seit seinem Studienabschluß, der Promotion zum Dr. rer. pol., in der Geschäftsführung der Wirtschaftshilfe tätig war. Das Inflationsjahr 1922/23 stellte die Geschäftsführung vor gewaltige Aufgaben, unter anderem vor die Frage der Wertsicherung der Werkstudentenverdienste, die mit Hilfe des Weltstudentenwerks gelöst werden sollte: ein Dollarfonds wurde eingerichtet, auf den telegraphisch die Ferienverdienste überwiesen werden konnten; sie mußten dann sofort in Dollars umgewandelt werden; andernfalls wäre in jenem Höhepunkt der Geldentwertung die harte Ferienarbeit im Bergwerk oder im Industriebetrieb sinnlos und das Weiterstudium vieler Studenten unmöglich gewesen.

Eine der Tagungen der Wirtschaftshilfe, auf denen solche Probleme – oft in internationalem Rahmen – erörtert wurden, fand Anfang 1923 in Tübingen statt. Diese Gelegenheit nützte HARTENSTEIN dazu, den Termin der mündlichen Prüfung zum Dr. jur. wahrzunehmen. Er promovierte bei dem väterlichen Freund SARTORIUS über «Die Eingemeindungen nach württembergischen Recht», angeregt durch die Eingemeindungspolitik des Vaters.

Nicht mehr während seiner Dresdner Arbeit hat HARTENSTEIN die Gründung der «Studienstiftung des deutschen Volkes» im Jahre 1925 erlebt, jene Institution, die wissenschaftlich hochbegabten und menschlich besonders profilierten Studenten ein Studium sichern will, zunächst nur für die von der Schule vorgeschlagenen Abiturienten, bald auch für Studenten, die den Hochschullehrern durch besondere Fähigkeiten auffielen. HANS HARTENSTEIN war vom Beginn der Studienstiftung bis zu ihrer politisch bestimmten Zwangsauflösung 1934 Mitglied des zentralen Arbeitsausschusses der Stiftung. Er hatte über die Aufnahme der vorgeschlagenen Stipendiaten zu entscheiden. Man war in diesem Kreis – wie auch in der nach 1948 neu gegründeten Studienstiftung – um höchste Gerechtigkeit bemüht. Neben einem katholischen Priester mit hochgeschlossenem Kragen saß ein Dissident, neben einem berühmten Ordinarius ein junger Referendar, neben dem Ministerialrat eines Kultusministeriums eine Studiendirektorin; sie alle rangen in oft harten, aber fairen Diskussionen, nach ungeschriebenen, aber von jedem respektierten Gesetzen um eine sinnvolle Auswahl, bei der Landsmannschaft, Glaubensbekenntnis, politische Weltanschauung

keine Rollen spielen durften, vielmehr allein die geistigen und menschlichen Qualitäten der Bewerber. HANS HARTENSTEIN war in diesem Kreis dafür bekannt, daß er auch bei «Fällen», die ihm in ihrer Ausprägung weniger lagen, eine unantastbare Gerechtigkeit walten ließ. Er hätte in der wiederbe gründeten Studienstiftung nach 1948 eine wichtige Stimme gehabt. Dafür arbeitete seine Witwe, die schon zu seinen Lebzeiten in der «alten» Studienstiftung als Gutachterin tätig war, als Mitglied des Auswahlausschusses jahrelang in der Studienstiftung mit und traf dort manchen alten Weggenossen wieder: etwa ADOLF GRIMME und WILHELM HOFFMANN. Der treue Freund ROBERT TILLMANNS, Mitbegründer der «neuen» Studienstiftung, starb schon 1955 als Minister im Adenauer-Kabinett.

Nach der Rückkehr HARTENSTEINS aus Dresden nach Stuttgart bildete sich im Winter 1923 im Rahmen gemeinsamer Vorbereitungen auf das zweite Staatsexamen ein Kreis gleichaltriger, auch gleichgesinnter Referendare, in dem Rechtsfälle, aber auch allgemeine Rechtsprobleme erörtert wurden. Über mehr als 50 Jahre hinweg hat sich, wenn auch in veränderter und nun wesentlich erweiterter Form dieser Juristenkreis erhalten; etwa dreimal im Jahr werden in ihm jeweils nach einem Referat rechtspolitische Fragen diskutiert. KARL HECK, der langjährige Bundesrichter, ist heute der einzige Lebende aus dem ursprünglichen Kreis. Im Jahre 1925 legte dann HANS HARTENSTEIN das Assessorenexamen ab, wiederum mit Auszeichnung.

Nun wurde HARTENSTEIN Regierungsassessor beim damaligen Oberamt Marbach; er hat diese Stelle nie angetreten, weil er sich entschloß, eine Aufgabe beim «Deutsch-englischen Gemischten Schiedsgerichtshof» in Berlin zu übernehmen. Diese Schiedsgerichtshöfe – es gab solche auch für Frankreich, Griechenland, Rumänien, Belgien, Polen, Jugoslawien, die Tschechoslowakei und Italien – beruhten auf Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags. Vom deutschen Staatsvertreter wurden für das Reich die Prozesse geführt, in denen ein Bürger der genannten Staaten Ersatz für wirtschaftliche Schäden im Weltkrieg forderte. Die Aufgabe verlangte ein hervorragendes juristisches Urteilsvermögen und englische Sprachkenntnisse in dem Umfang, daß der einzelne Mitarbeiter englische Schriftsätze verfassen, nach Möglichkeit auch diktieren konnte. HARTENSTEIN mußte bei seinen Bewerbungsverhandlungen darauf hinweisen, daß seine englischen Sprachkenntnisse sehr begrenzt seien; er hatte auf dem Gymnasium in Ludwigsburg neben den alten Sprachen Französisch gelernt; aber man erwiderte ihm, daß man eine Sprache lernen könne, ein guter

Jurist aber sein müsse. Tatsächlich hat er sich, nachdem er diese Aufgabe übernommen hatte, in den Abendstunden die englische Sprache erstaunlich schnell angeeignet.

Von 1926 an war er mit der Familie wieder vereint; damit blieb Berlin bis zu seinem Tod die zweite Heimat, mit der er auch als Schwabe ohne Vorbehalte sich verbunden fühlte, mit der Stadt wie mit der sie umgebenden Landschaft. 1927 trat er in das Reichswirtschaftsministerium ein, blieb aber noch formell beim Oberamt Marbach, bis er 1928 zum Regierungsrat befördert wurde. Im Wirtschaftsministerium war damals die bestimmende Figur der Staatssekretär DR. ERNST TRENDELENBURG, der ein volles Jahrzehnt in dieser Funktion tätig war. Oft war TRENDELENBURG, wenn bei einer Kabinettsumbildung ein neuer Wirtschaftsminister noch nicht bestellt war, für längere Zeit mit der Führung der Geschäfte des Ministeriums beauftragt.

Im Ministerium kam HARTENSTEIN bald in die Abteilung des Ministerialdirektors DR. HANS SCHÄFFER, der später Staatssekretär im Reichsfinanzministerium wurde, als Jude 1933 entlassen, zunächst noch führend im Ullstein-Verlag tätig, ehe er in die Emigration nach Schweden ging. SCHÄFFER war einer der hervorragendsten Reichsbeamten in führender Stellung. Wie sehr er HANS HARTENSTEIN schätzte, geht aus einem Brief nach dessen Tod hervor: *Es gab unter den vielen Menschen, mit denen ich in den 14 Jahren meiner amtlichen Tätigkeit in Berührung gekommen bin, keinen, der mir so nahe stand, und keinen, in dessen zukünftige Leistung ich so unbedingtes Vertrauen setzte. Bei ihm waren Geist und Herz so wunderbar übereinstimmend entwickelt, daß die Zusammenarbeit mit ihm das Gefühl unbedingter Sicherheit gewährte. Man wußte, daß er eine abweichende Ansicht nicht zurückhalten würde und war ihm dankbar dafür. Auch die spätere Zeit hat mir die Richtigkeit meines Empfindens bewiesen. Der Brief, den er mir im März 1933 schrieb, hat mir damals, als alles, wofür ich gearbeitet hatte, zusammenbrach, den Trost gegeben, daß noch solche Menschen vorhanden sind. Es gehörte damals in der Zeit der Haussuchungen Mut dazu, einen solchen Brief zu schreiben. Ich habe ihn hier draußen vielen Menschen gezeigt, um eine Gesamtverurteilung Deutschlands zu bekämpfen . . . Mit meinem Empfinden stehe ich nicht einsam da. Viele Schweden, die Hans Hartenstein aus gemeinsamer Arbeit kannten, sehen seinen Tod als einen der schwersten Verluste für uns alle an.*

In SCHÄFFERS Abteilung wurden Handels- und Zollpolitik, Verkehrsfragen, Probleme der Rationalisierung, Normung und Typisierung behandelt, vor allem auch Reparationsfragen, die aus dem DAWES- und YOUNGplan resultierten, nicht zuletzt der nach dem Rapallovertrag aufblühende Wirtschaftsver-

kehr mit der Sowjetunion. Durch SCHÄFFER wurden auch die beiderseitigen Familien freundschaftlich verbunden. 1929 hat SCHÄFFER außer einer Dienstreise nach Moskau für HARTENSTEIN eine Studienreise zur Orientierung über amerikanische Verkehrsverhältnisse befürwortet, die ihn durch weite Teile der USA führte.

Für HARTENSTEIN schlug, wenn man so will, eine große Stunde im Sommer 1931. Im Juli wurde er telegraphisch aus seinem Urlaub auf Sylt nach Berlin gerufen, um die am 4. August beginnende Devisenbewirtschaftung in Gang zu setzen. Die schnelle Kündigung der umfassenden kurzfristigen Auslandskredite verursachte die Bankenkrise, durch die am 13. Juli zunächst die Darmstädter- und Nationalbank ihre Schalter schließen mußte. Abwehrmaßnahmen der Regierung sollten die Devisenverluste hemmen. Ob HANS HARTENSTEIN dieses Vorgehen im Innersten bejaht hat, ist schwer zu sagen. Ein konsequenter Marktwirtschaftler mußte und wird auch heute noch auf dem Standpunkt stehen, daß die Devisenzwangswirtschaft eine falsche Wirtschaftspolitik war. Aber man muß die wirtschaftliche und politische Situation jener Zeit bedenken. Der Schock der großen Inflation in den Nachkriegsjahren mit ihrem Höhepunkt im Herbst 1923, die Entwertung der Vermögen, die nur sehr begrenzt durchgeführte Aufwertung lagen in Deutschland noch als Alpdruck auf den meisten Menschen. Das deutsche Reich schloß sich nicht der Abwertung des britischen Pfundes an und mußte nun Schritt für Schritt den eingeschlagenen Weg gehen. HARTENSTEIN hat, obgleich nur «kleiner» Regierungsrat, die neue Devisenabteilung im Ministerium nach seinen Ideen aufgebaut; er wurde der unbestrittene Sachkenner dieses äußerst verwickelten Gebietes, so daß Ministerialräte, ja Ministerialdirektoren den Weg zu ihm suchten, um sich von ihm orientieren zu lassen. Was er sich an Arbeit, Anspannung und persönlicher Entsagung in den sechs Jahren bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst in einem oft 15stündigen Arbeitstag zugemutet hat, kann nur ermessen, wer dies miterlebt hat. Er hat – meist an Sonntagen – die entsprechenden Kommentare zu den weitgehend von ihm gestalteten Gesetzen geschrieben, zunächst zusammen mit DR. MAX LION «Das Steuer- und Devisennotrecht», ein Werk, in dem auch die Bestimmungen über Kapital- und Steuerflucht, Amnestie, Devisenstrafrecht und Devisenbewirtschaftung enthalten waren. 1935 erschien eine Neuauflage unter dem Titel «Devisennotrecht», die er allein bearbeitet hat. Aus der Zeit vor seiner Tätigkeit in der Devisenabteilung stammen ein Kommentar zu den Osthilfegesetzen und

eine große Zahl von Aufsätzen wirtschaftspolitischen und -rechtlichen Inhalts.

Der damalige Reichswirtschaftsminister HJALMAR SCHACHT schenkte HARTENSTEIN unbeschränktes Vertrauen und ignorierte ganz einfach dessen frühere Mitgliedschaft bei der Sozialdemokratischen Partei. HARTENSTEIN war, obwohl an sich kein Parteipolitiker, 1928 der SPD beigetreten, darin bestärkt von seiner Frau, die seine Hoffnung teilte, die SPD werde am ehesten die sozialen Fragen lösen und überholte Normen wie die des § 218 des Strafgesetzbuches beseitigen können.

Besondere Verdienste, die heute noch von vielen Juden dankbar anerkannt werden, erwarb sich HANS HARTENSTEIN durch die Mitgestaltung und Förderung des «Haavara-Transfer», eines Abkommens, das zwischen 1933 und 1939 bestand, also in den ersten sechs Jahren des Hitlerregimes. Damals versuchte man noch die Möglichkeit der Auswanderung nach Palästina zu fördern. Neben die Zionisten traten die durch die Entwicklung aufgeschreckten assimilierten Juden, vor allem Ärzte, Rechtsanwälte, selbständige Kaufleute und kaufmännische Angestellte, deren Mittel bei einem Vermögenstransfer einer neuen Existenz im Einwanderungsland Palästina dienen konnten; dazu kamen auch pensionierte Beamte, Lehrer, Rabbiner, deren Lebensunterhalt davon abhing, daß sich bei einer Auswanderung ihre Pension transferieren ließ, auch Arbeiter, Studenten und Schüler, die von ihren Eltern nach Palästina vorausgeschickt wurden.

Wie war es zu ermöglichen, diesen Auswanderern aus einem Land mit ganz begrenzten Devisenvorräten, dessen Regierung jüdenfeindlich war, wenigstens bescheidene Mittel zur Verfügung zu stellen? Der jüdische Vorschlag, Devisen durch den Verkauf deutscher Waren nach Palästina zu beschaffen, wurde von der deutschen Regierung angenommen und bildete die Grundlage des Haavara-Abkommens. HARTENSTEIN und seine Mitarbeiter in der sogenannten «Devisenvilla» des Ministeriums, einer Oase in der braunen Wüste, konnten sich darauf berufen, daß dieser Export eine zusätzliche Möglichkeit schuf, die Arbeitslosigkeit zu verringern, obgleich das anteilmäßig kaum ins Gewicht fiel. Sie haben auf diesem auch nach damaligem Recht legalen Weg vielen Juden geholfen, natürlich immer in einer großzügigen Auslegung des Haavara-Abkommens. Mit der Judenpolitik des Regimes stimmte das damals insofern überein, als noch nicht von der Vernichtung des Judentums, von der «Endlösung» gesprochen wurde. Es war vielmehr das Bestreben der Parteistellen, Deutschland so schnell wie möglich «judenfrei» zu machen.

Der Haavara-Transfer konnte sich bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges halten und trotz der Schwankungen der deutschen Wirtschaftslage und der sich daraus ergebenden Gesichtspunkte seine Aufgabe als zentrale «Treuhandstelle» für die Transferierung jüdischen Privatkapitals und zionistischer Fonds erfüllen. Dies werde nur verständlich, schreibt LUDWIG PINNER in einer Festschrift für SIEGFRIED MOSES, den israelischen «Staatskontrolleur» d. h. Rechnungshofpräsidenten, («In zwei Welten» Tel Aviv 1962), *wenn man die personelle Besetzung der entscheidenden Ämter berücksichtigt. Das Reichswirtschaftsministerium unterstand Dr. Hjalmar Schacht, der auch Reichsbank-Präsident war. Schachts unheilvolle Rolle bei der Finanzierung von Hitlers Kriegsplänen ist bekannt . . . Jedoch dem Palästina-Transfer hat Schacht, was auch immer seine Gründe gewesen sein mögen, keine Schwierigkeiten bereitet. Er ließ dem von ihm geschätzten Regierungsrat Hans Hartenstein freie Hand in allen Entscheidungen. Hartenstein war ein bedeutender Mann . . . Seiner klugen Förderung hat der Haavaratransfer viel zu verdanken . . . Ähnliches gelte für gleichgesinnte jüngere Mitarbeiter, für einige leitende Beamte der Reichsbank sowie für das Auswärtige Amt.*

SIEGFRIED MOSES, mit dem HARTENSTEIN im Rahmen des Haavara-Transfer zumeist verhandelte, nannte ihn noch 1972 in der Einleitung zu einer Publikation des LEO BAECK-Instituts *unvergeßlich*. In einem Aufsatz von DOLF MICHAELIS ist vor allem ein Runderlaß HARTENSTEINS vom 2. April 1936 erwähnt, der *erneut Hartensteins unerschrockene Förderung einer geordneten Auswanderung von Juden unter dem NS-Regime bewies, wie sie sonst unter deutschen Beamten selten zu finden war.*

Nach sieben Jahren Wartezeit gelang es SCHACHT endlich, die Beförderung HARTENSTEINS zum Oberregierungsrat durchzusetzen, was freilich noch längst nicht seiner Leistung und seinem Ansehen im In- und Ausland entsprach. Seinem Aufgabenbereich und damit seiner Stellung entsprechend hätte er mindestens Ministerialrat oder -dirigent sein müssen. Aber nun sah sich HARTENSTEIN ernsthaft vor die Frage nach seinem Eintritt in die NSDAP gestellt, der auf die Dauer beim Verbleiben im Reichsdienst unvermeidlich gewesen wäre. Er entschloß sich, wenn auch schweren Herzens, aus dem Staatsdienst auszuschneiden und in den Vorstand der Schering AG einzutreten.

SCHACHT hat ihm in einem persönlichen Brief für seine zehnjährige aufopferungsvolle Tätigkeit im Ministerium gedankt: *Sie haben in dieser Zeit mit ungewöhnlichem Fleiß und vorbildlichem Verantwortungsbewußtsein Ihre dienstlichen Obliegenheiten erfüllt und darüber hinaus eine Einsatzbereitschaft gezeigt, die Ihnen*

die Achtung und Anerkennung Ihrer Vorgesetzten und die Zuneigung aller Arbeitskameraden im besonderen Maße erbracht hat. Als besonderes Verdienst rechne ich es Ihnen an, daß Sie es verstanden haben, seit Sommer 1931 bei dem Ausbau und der Durchführung der Devisenbewirtschaftung unter Einsatz ihrer ganzen Arbeitskraft maßgebend mitzuwirken und durch Ihre Tätigkeit nach innen und außen einen wertvollen Beitrag auf diesem wichtigen und schwierigen Gebiet zu erbringen. Ihr umsichtiges und aufrechtes Verhalten in allen Lagen wird Ihnen eine dankbare und anerkennende Erinnerung bei allen Vorgesetzten und Mitarbeitern erhalten.

Für den geborenen Beamten bedeutete der Übergang in die Industrie einen tiefen Einschnitt in seinem Leben. Er war durch Anlage und Überzeugung ein Diener des Staates und paßte in das Unternehmerrmilieu nicht eigentlich hinein, wenn er auch seinen Arbeitsstil der völligen Hingabe an die jeweilige Sache nicht änderte. Von den verschiedensten Seiten, besonders aus dem Ausland, wurde die Firma Schering beglückwünscht, einen so hervorragenden Mitarbeiter gewonnen zu haben, der auch gerade damals als guter Schildhalter dienen konnte. Schering hatte durch geschickte, hart an der Grenze der devisa-rechtlichen Legalität abgewickelte Transaktionen Aufsehen erregt und war wohl beim Reichswirtschaftsministerium etwas verdächtig geworden, obwohl man der Firma auch in den NS-Jahren wegen ihrer starken Exportorientierung einen größeren Spielraum zubilligte. Wenn nun HARTENSTEIN einen Antrag unterschrieb und entsprechend vertrat, so wußte man dort, daß alles mit rechten Dingen zuring. Schering war also nach dieser damals entscheidend wichtigen Seite hin gesichert. Im übrigen schätzten seine Vorstandskollegen und alle verantwortlichen Mitarbeiter HARTENSTEINs enorme Arbeitskraft, seinen Fleiß, seine Gründlichkeit, seinen Anstand, seine Kollegialität. Mit einem Kreis jüngerer Mitarbeiter hat er sich in jenen Jahren angefreundet, und als Chef war er bei den Sekretärinnen ungewöhnlich beliebt. Eine bei Schering kriegsverpflichtete junge Juristin schrieb nach seinem Tod an die Witwe: *Alles, was ich bei Schering gut und richtig fand, hing irgendwie mit Ihrem Mann zusammen . . .* Aber es fiel ihm im Grunde nicht leicht, sich in den Kreisen der Wirtschaft zurecht zu finden. Er konnte und wollte sich der Mentalität der Privatwirtschaft nicht völlig anpassen; seine Art zu denken war und blieb eine andere als die der Männer der Wirtschaft. Daß er auch als Vorstandsmitglied einer der großen Aktiengesellschaften seinen bescheidenen Lebensstil fast unverändert beibehielt, erregte in der neuen Umwelt teils bewunderndes, teils abschätziges Staunen. Es kostete ihn auch einige Überwindung,

auf Ozeanschiffen Erster Klasse zu reisen und in First-Class-Hotels abzusteigen.

Die Arbeitsfülle mag sich etwas vermindert haben: er war nicht mehr wie im Ministerium 15, sondern im allgemeinen noch 10 bis 11 Stunden im Büro. Seine Aufgabe im Vorstand war juristischer Natur im weitesten Sinne, nicht nur in der Leitung der Rechtsabteilung selbst, sondern auch in der Arbeit für die Steuer-, Revisions- und insbesondere Devisenabteilungen. Sein bewährtes Geschick, für die schwierigen Finanzfragen, die sich damals jüdischen Firmen stellten, großzügige Lösungen zu finden, wurde von den Betroffenen immer wieder dankbar anerkannt.

Seine Arbeit veranlaßte ihn zu zahlreichen Auslandsreisen in die Schweiz, die Niederlande, nach Italien, Spanien und Portugal – und im Sommer 1939, kurz vor Kriegsbeginn, auf Einladung der amerikanischen Schering-Corporation in die USA zu den Weltausstellungen in New York und San Francisco mit Abstechern nach Kuba und Kanada. Trotz der damals (1939!) überall spürbaren Deutschfeindlichkeit war die Herzlichkeit, mit der Emigranten, deren deutsche Firmen er in den Jahren zuvor hatte «arisieren» müssen, ihm und seiner Frau entgegenraten, geradezu ergreifend.

Im Juli 1940 wurde HARTENSTEIN als Oberkriegsverwaltungsrat nach Brüssel einberufen, um dort die «Verwaltung feindlichen Vermögens» mit zu organisieren. Belgiens Wirtschaft war international vielfach verflochten, viele Firmenleitungen waren durch den Krieg nicht in Funktion; es mußten Treuhänder eingesetzt werden, ähnliches galt für den Grundbesitz und für Bankguthaben. Wie bei allen Bewirtschaftungen mußte man die übliche Technik anwenden: zunächst Beschlagnahme und Sperre, dann ein schrittweises individuelles Entsperren, um die Werte zu erhalten.

Aber in Brüssel wurde HARTENSTEIN schon nach drei Monaten krank; ein Tbc-Leiden forderte Kuraufenthalte in Oberschreiberhau und Arosa, eine Operation des linken Lungenflügels in Zürich gelang. Im Sommer 1943 nach Berlin zurückgekehrt, nahm er seine Arbeit bei Schering wieder auf und setzte sie in dem schlimmen Bombenwinter 1943/44 fort, trotz wachsender Beschwerden durch ein Magengeschwür, das zunächst erfolglos konservativ behandelt wurde. Im Mai 1944 entschloß er sich zur Operation, die als solche gelang; aber eine Woche später machte ein Kreislaufversagen seinem Leben ein Ende. Ohne Überdehnung der medizinischen Sachverhalte kann man sagen, daß er seinen Kräften durch viele Jahre zu viel abgefordert, daß er im Grunde sein Leben der Arbeit geopfert hatte.

Will man zusammenfassen, was die Persönlichkeit von HANS HARTENSTEIN ausmacht, so mag das auf den ersten Blick schwieriger sein als bei anderen Menschen, die man – oft vorschnell – als «geniale» Naturen bezeichnet. Ein Genie im herkömmlichen Sinn war er nicht; auch diese Blätter wollen ihn nicht zu einem Genie stilisieren. Freilich, das FONTANE-Wort *Genie ist Fleiß* zeigt, daß es verschiedene Formen im Reich des Genialen gibt. Und so konnte ein Mann wie HANS HARTENSTEIN genial sein: als ein hervorragender, sich selbst aufopfernder Verwaltungsmann, der – ohne eine Spur von Bürokratismus – schöpferische Verwaltungsphantasie mit sicherer Exaktheit im Denken und Handeln verband. HERMANN J. ABS hat in seiner Rede bei der 50-Jahrfeier des Wirtschaftsministeriums in Bonn 1969 an HANS HARTENSTEIN erinnert, der *durch völlige Hingabe und Verzehrung ein Beispiel besten Beamtentums gegeben hat*.

Von HANS HARTENSTEINS Hingabe an die Sache, von seiner selbst in heiklen Situationen unbestechlichen Gerechtigkeit wurde mehrfach gesprochen. Es wäre aber einseitig, wenn man ihn nur in der Arbeit sehen würde. Denn hektische Betriebsamkeit lag ihm fern, und ein Ausklammern oder Zurückdrängen von Familie und Freunden war ihm völlig fremd. Er war eine gesellige Natur und ein idealer Familienvater: tolerant, heiter und jugenhaft verspielt. Nicht eine lästige Pflicht, sondern ein Lebenselement war es für ihn, Zeit für die Seinen zu haben, und jede Art von Spiel – Ring- und Tischtennis, Boccia, Schreib- und Kartenspiele – betrieb er mit vergnügter Leidenschaft. Sein Einfallsreichtum bei Denkspielen oder beim Verfassen von Parodien auf THOMAS MANN war unerschöpflich; manche seiner geistreichen Lösungen bei solchen Spielen werden noch heute im Familien- und Freundeskreis zitiert. Gelegentlich nahm er sich sogar die Zeit, die Bücher zu lesen, die gerade die Kinder beschäftigten.

Da waren die Briefe, die er auch in bedrängten Zeiten, selbst vom Krankenbett, an Frau, Kinder oder Freunde schrieb, in der schönen Handschrift, die jenen weiblichen Zug hatte, der einen Mann erst wirklich zu einem Mann macht. Da gab es jahrelang zu Weihnachten und Ostern die Skireisen ins rauhe Riesengebirge, gemeinsam mit Freundesfamilien im Quartier bei Bauern mit langen Spielabenden in der Wohnstube; da gab es Sommerferien und Wochenendfahrten auf dem «Kahn», einer Hamburger Schute, die nebst den Zelten am Ufer mehreren Familien Raum bot und den Ausgangspunkt für Paddelfahrten auf den märkischen und mecklenburgischen Seen darstellte.

Da gab es die von ihm und seiner Frau gepflegte

freie, offene, unkomplizierte Gastfreundschaft, im Krieg dann den «Lesekreis», der reihum in den befreundeten Häusern regelmäßig zusammenkam, um verpönte oder verbotene, zum Teil aus dem Ausland geschmuggelte Bücher gemeinsam zu lesen. Es gab Hausmusik in kleinerem oder größerem Kreis, auch wenn HANS HARTENSTEIN selbst nicht musikalisch war, kein Instrument spielte und scherzhaft einmal äußerte, er möchte endlich einmal eine Operette hören, weil bei seiner Familie nur Musik von der Matthäus-Passion an aufwärts Geltung habe. Und mit seinem trockenem Humor kündigte er bei einem Hauskonzert Musik auf alten Instrumenten mit den Worten an, *dabei soll es sich, wie man mir sagte, um besonders wertvolle Stücke handeln*.

Er war ein Freund des Theaters und las höchst verschiedene Bücher aus den Gebieten der Politik, der Geschichte, Kunstgeschichte, der Belletristik. Es ist erstaunlich, wieviel Zeit er neben seiner enormen beruflichen Leistung diesen Bereichen immer wieder einräumte. Freilich, wenn abends Gäste da waren, mußte er nach einem langen Arbeitstag immer mit dem Einschlafen kämpfen, obwohl er aus Herzeshöflichkeit und dem Zugewandtheit zu den Freunden nicht früher zu Bett gehen wollte.

Nachdem im Frühjahr 1945 der Vorhang über einen grausigen Abschnitt deutscher Geschichte gefallen war, gab es die Frage: wer ist verfügbar für den Neubau in Gemeinde, Stadt, Land, in den Zonenverwaltungen und später im Bund? Es war eine Notsituation besonderer Art.

Wäre HANS HARTENSTEIN gerufen worden für den Aufbau in Berlin oder in der alten schwäbischen Heimat? REINHOLD MAIER hatte ihn, als er Wirtschaftsminister war, 1932 für sein Ministerium zu gewinnen versucht; HANS HARTENSTEIN hat sich damals diesem Ruf versagt, wohl weil er sich zu sehr mit seiner Aufgabe im Reichswirtschaftsministerium identifizierte. Würde REINHOLD MAIER sich jetzt seiner erinnern und ihn als einen seiner engsten Mitarbeiter, als Staatsrat oder als Minister berufen haben? Dies mag fraglich erscheinen, weil damals die Vertreter der jüngeren Generation von den «Alten» vielfach nicht akzeptiert wurden, wofür als ein typisches Beispiel das erste Kabinett von REINHOLD MAIER im damaligen Württemberg-Baden genannt sei: unter den zunächst sechs Ministern war nicht ein Mann der jüngeren Generation; alle waren vor 1933 Minister oder Parlamentarier gewesen.

Das alles ist heute nicht mehr zu entscheiden, auch nicht, ob HANS HARTENSTEIN wieder der Sozialdemokratischen Partei beigetreten wäre oder ob er im Wissen um die Sünden des Parteienstaates der Weimarer Zeit als Parteiloser sich die Unabhängig-

keit bewahrt hätte, um das Politisch-Sachliche durchsetzen zu können. Daß er in den Jahren des Dunkels und der Trümmer nach dem zweiten Krieg gefehlt hat, ist sicher, so leichthin dieses Wort oft im Blick auf zu früh Entrissene ausgesprochen wird. Das Schicksal hat HANS HARTENSTEIN das Mitwirken am Neubau Deutschlands verwehrt; sein großer Wunsch, einmal dem Staat wieder dienen zu kön-

nen, blieb unerfüllt. Vieles von ihm aber lebt weiter, in seinen drei Kindern und deren Mutter, seinen acht Enkeln, in den noch Lebenden seiner Freunde: Er war ihnen ein nie zu erreichendes Vorbild in der Verbindung von Verstand und Herz, von nüchterner Sachlichkeit und warmer Menschlichkeit, von Pflichtbewußtsein und Liebe, von all dem, was ihn geprägt hat zu einem preußischen Schwaben.

Standhafter Klerus im Oberamt Wangen 1938

Gregor Richter

Am 24. August 1938 wurde Bischof JOANNES BAPTISTA SPROLL von Rottenburg aus seiner Diözese verwiesen und gewaltsam entfernt. Die Vorgänge entwickelten sich zu diesem Ereignis, nachdem der Bischof sich am 10. April 1938 geweigert hatte, an der Volksabstimmung über die Angliederung Österreichs an das Deutsche Reich teilzunehmen. Es setzte eine Hetzkampagne gegen ihn ein. Einem Aufenthaltsverbot in seiner Diözese nach vorausgegangen Demonstrationen gegen ihn beugte er sich zunächst vom 24. April bis 12. Mai, doch kehrte er dann auf päpstliche Weisung zurück, wenn auch erst im Juli wieder nach Rottenburg selbst. Dort gab es wieder Demonstrationen und wüste Ausschreitungen mit dem gewaltsamen Eindringen in das bischöfliche Palais. Schließlich erfolgte am 24. August die erwähnte Ausweisung des Bischofs, der eben erst an der Fuldaer Konferenz der deutschen Bischöfe teilgenommen hatte.

Das Geschehen selbst ist bekannt. Die SPROLL-Dokumentation von PAUL KOPF und MAX MILLER vermittelt unmittelbaren Zugang zu den darüber erhaltenen archivalischen Quellen mit zentraler Bedeutung. Der vierzigste Jahrestag des Ereignisses gab schließlich Gelegenheit, in Presseveröffentlichungen die Vorgänge erneut zu würdigen.¹

In den genannten Publikationen stehen die Ereignisse selbst, die Haltung des deutschen Episkopats und das Schicksal des Bischofs begreiflicher Weise im Vordergrund. Wenigstens gelegentlich fällt auch etwas Licht auf die Reaktion der Katholiken in der Diözese. Eine zusammenfassende Darstellung über die Haltung des Klerus fehlt. Bei der lückenhaften Quellenüberlieferung aus staatlichen Registraturen ist sie auch nicht zu geben. So muß es als erfreulich angesehen werden, daß im Staatsarchiv Sigmaringen wenigstens aus dem Oberamt Wangen Berichte vorliegen, die Aufschluß darüber geben, wie die Geistlichen von den Nationalsozialisten überwacht

und beurteilt wurden, wie sich die Pfarrer gegenüber staatlichen Verboten verhielten und auf welche Weise sie ihren «Ungehorsam» rechtfertigten.²

Daß die Nationalsozialisten ihnen verdächtige Personen oder bestimmte Gruppen überwachten, braucht nicht zu verwundern, eben dies gehört zum Wesen eines Polizeistaates. Die Kirchen und die Geistlichen als deren Amtsträger wurden notgedrungen zu unliebsamen Mahnern, je unverblümter die neuen Machthaber ihre inhumanen Ziele erkennen ließen und realisierten. In der vordersten Reihe der entschiedenen katholischen kirchlichen Kritiker am Nationalsozialismus standen Bischöfe wie Graf GALEN in Münster oder Erzbischof GRÖBER in Freiburg und eben Bischof SPROLL in Rottenburg. Neben ihnen bewiesen viele Geistliche, daß sie die christlichen Werte höher schätzten als die weltanschaulichen Irrlehren der neuen Heilsboten. Nicht wenige mußten dafür Freiheit oder gar das Leben opfern. Die Furcht vor einer angenommenen Verhetzung des Volkes durch den Klerus war, wie es scheint, groß. Aufrüttelnden Predigten von Bischof SPROLL schrieb man beispielsweise zu, daß sich 1937 die katholische Landbevölkerung bei Gmünd nur schwach am staatlich veranstalteten Erntedankfest beteiligte und die Spenden für das Winterhilfswerk spürbar zurückgingen.³

So war es nur folgerichtig, wenn die seinerzeitigen Machthaber in ihrem Konflikt mit Bischof SPROLL besondere Vorsicht walten ließen. Vorsorglich ordneten sie nach den organisierten Übergriffen an, alle Treuekundgebungen für den Bischof *in geeigneter Weise zu unterbinden*⁴, und etwaige Wahrnehmungen über *größere Personentransporte nach Rottenburg aus allen Landesteilen* waren dem württembergischen Innenminister oder seinem *Stellvertreter alsbald fernmündlich zu berichten*⁵. Schließlich wies die Geheime Staatspolizei Leitstelle Stuttgart ihre Außenstellen nach der am 24. 8. 1938 erfolgten endgültigen Aus-